



Schwester Liliane Juchli:

*„Es gibt keine professionelle Pflege
ohne Nächstenliebe“*

Biografisches Gespräch

Die Schweizer Ordensschwester Liliane Juchli hat die Pflege im deutschsprachigen Raum geprägt wie kaum eine zweite Person. Ihr berühmtes Pflegelehrbuch, in Fachkreisen häufig schlicht „der Juchli“ oder die „Juchli-Bibel“ genannt, erschien erstmals vor 45 Jahren. Es entwickelte sich schnell zum Standardwerk und begleitete mehrere Generationen von Pflegefachpersonen in Ausbildung und Berufspraxis. Mehr als eine Million Exemplare wurden von dem Buch bisher verkauft. Mit dem Modell der „Aktivitäten des täglichen Lebens“ begründete Schwester Liliane Juchli in den Achtzigerjahren ein ganzheitliches Pflegeverständnis, das bis heute maßgeblich ist. Ihr Verdienst um die Weiterentwicklung der professionellen Pflege wurde im Mai 2018 mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland geehrt. Wir trafen Schwester Liliane Juchli, die am 19. Oktober 85 Jahre alt wird, in der Schweiz und sprachen mit ihr über ihr beeindruckendes Lebenswerk.

Interview: Stephan Lücke

Schwester Liliane Juchli: Ein Leben für die Pflege



Foto: Privatarchiv Juchli

Die Kindheit

Die Schweizerin Klara Ida Juchli wurde am 19. Oktober 1933 in Nussbaumen im Kanton Aargau geboren. Sie wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf: Sie und ihre beiden Brüder mussten zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, der Alltag war praktisch strukturiert, Fürsorge und Liebe gab es nur wenig. Schon als Kind verspürte Klara Ida Juchli den Drang, anderen Menschen helfen zu wollen.

Erste Erfahrung in der Pflege mit 15

Nach acht Schuljahren wurde Klara Ida Juchli in die französischsprachige Westschweiz geschickt. In einer Gastfamilie sollte sie nicht nur eine Fremdsprache, sondern auch die Führung eines Haushalts erlernen. Da sich die Jugendliche in der Gastfamilie nicht wohlfühlte, zog sie nach einem halben Jahr zu ihrer Tante nach Yverdon im Kanton Waadt und stieß über eine Zeitungsanzeige auf die Möglichkeit, als Schwesternhelferin im städtischen Spital zu arbeiten. Klara Ida Juchli fühlte sich angesprochen, bewarb sich und wurde genommen.

So machte Klara Ida Juchli im Alter von 15 Jahren erste Erfahrungen mit pflegebedürftigen Menschen. Die Tätigkeit im Spital festigte ihren Berufswunsch der Krankenschwester. 1953 begann sie die Ausbildung an der Krankenpflegeschule des Zürcher Spitals Theodosianum. Drei Jahre später – 1956 – schloss Klara Ida Juchli die Ausbildung zur Krankenschwester ab. Sie bestand mit der Bestnote – einer runden sechs.

Schwester Liliane Juchli, Ihr berühmtes Lehrbuch und das Modell der Aktivitäten des täglichen Lebens haben Sie in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu einer der bekanntesten Pflegefachpersonen gemacht. Gerade die junge Generation der Pflegenden reagiert auf Sie sehr positiv. Wie fühlt es sich an, Vorbild für Tausende von Pflegenden zu sein?

Gerade als alt gewordene Pflegefachfrau ist es wunderbar zu spüren, dass mein Einsatz für die Weiterentwicklung der Pflege nach diesen vielen, vielen Jahren noch immer wertgeschätzt wird. Ich bin immer wieder überrascht, wie positiv insbesondere junge Menschen auf mich reagieren. Das ist wirklich erstaunlich, denn das Buch ist heute in Schulen und Krankenhäusern ja nicht mehr so präsent wie früher. Insofern freut es mich, Vorbild für Pflegenden zu sein. In den vielen Gesprächen, die ich mit Pflegenden führe, spüre ich immer wieder sehr deutlich: Die jungen Menschen suchen keine Pflege, die irgendwo an einem Computer geplant und delegiert wird. Nein – sie wollen eine Pflege anbieten, die direkt beim Betroffenen stattfindet, in der Begegnung und Interaktion, im Zeithaben auch für das, was nicht planbar und ebenso oft nicht voraussehbar ist.

Sie haben sich stets für eine menschliche Pflege eingesetzt, bei der die Würde des kranken, hilfebedürftigen Patienten im Mittelpunkt steht – dies ist wohl einer der Gründe, warum Sie von der Berufsgruppe noch immer so geschätzt werden. Angesichts aktueller Probleme wie Personalmangel und zunehmender Ökonomisierung scheint eine Pflege mit menschlichem Antlitz immer stärker bedroht zu sein. Deutsche Pflegenden sind verunsichert – sie fühlen sich ausgelaugt und hoffnungslos. Bundesweit haben in diesem Jahr Streiks stattgefunden. Was würden Sie den Pflegenden in Deutschland in dieser Situation sagen wollen?

Ich bin seit etwa 40 Jahren im gesamten deutschsprachigen Raum, teilweise auch darüber hinaus, als Vortragende unterwegs. Ich sah mich selbst nie einzig als Reisende für die Entwicklung der professionellen Pflege – nein, ich war immer auch Reisende in Hoffnung. Denn mit schwierigen Situationen waren wir in der Pflege immer konfrontiert, sodass es schlussendlich für mich darum ging, Mut zu machen für das, was ursprünglich die Motivation für den Pflegeberuf ausgemacht hat. Meine Zuhörerinnen und Zuhörer haben auf all meinen Reisen immer wieder bekräftigt, dass sie eine Pflege leisten möchten, die dem Menschen dient, und sie wünschen sich Bedingungen, die eine bedarfsgerechte Pflege ermöglichen. Eine solche, für unseren Berufsalltag unverzichtbare Motivation muss hochgehalten werden. Hierfür sind dringend Bemühungen von Seiten der Gesellschaft, der Politik erforderlich. Doch Pflegenden müssen sich auch selbst einbringen und politisch aktiv werden – zum Beispiel über die



Fotos: Stefan Kriebel

„Die Schwester Der Pfleger“-Redakteur Stephan Lücke traf Schwester Liliane Juchli Ende August in der nach ihr benannten Bibliothek in der Schweiz



Foto: Privatarchiv Juchli

Eintritt ins Kloster Ingenbohl

Einen Monat nach Abschluss der Ausbildung trat Klara Ida Juchli, gemeinsam mit einer ihrer 16 Mitabsolventinnen, in den Orden des Klosters Ingenbohl ein und nahm den Namen Schwester Liliane an. Es folgten die Jahre der Kandidatur, des Postulats und des Noviziats. In dieser Zeit lernen Schwestern das Kloster und den Orden kennen, vertiefen ihre Beziehung zu Gott und klären die Beweggründe für den Eintritt in den Orden. Am 20. April 1959 feierte Schwester Liliane Juchli gemeinsam mit ihrer Familie die klösterliche Profess. In dieser gibt eine Schwester das feierliche öffentliche und kirchenamtliche Versprechen, in einem Orden die Evangelischen Räte – Armut, Jungfräulichkeit und Gehorsam – zu befolgen.

Am Tag nach der Profess nahm Schwester Liliane Juchli ihre Arbeit am Regionalspital Walenstadt im Kanton St. Gallen auf, wo Ingenbohler Schwestern seit Jahrzehnten für die Pflege zuständig waren.

Bereits 1961 wurde sie an das Spital Theodosianum in Zürich zurückgeholt und in unterschiedlichen Fachabteilungen eingesetzt.

1962 wurde Schwester Liliane Juchli Unterrichtsschwester. Sie vermittelte ihren Schülerinnen auf die Bedürfnisse der Patienten ausgerichtete Handlungsweisen, erlebte die Pflege in der Praxis aber als zunehmend technik- und arztorientiert.

Erstauflage des Lehrbuchs erscheint

Bis Ende der Sechzigerjahre stellte Schwester Liliane Juchli unter Mitwirkung weiterer Unterrichtsschwestern des Theodosianum ihr Fachwissen in einem 300 Seiten starken Manuskript, dem sogenannten „Praktikumsheft“ zusammen. Auf dieser Grundlage erschien 1973 im Stuttgarter Thieme-Verlag die erste Auflage von Schwester Liliane Juchlis Lehrbuch mit dem Titel „Allgemeine und spezielle Krankenpflege“. Es wurde seitdem alle drei bis vier Jahre neu aufgelegt und entwickelte sich schnell zum Standardwerk der Krankenpflege – in Fachkreisen häufig kurz „der Juchli“ oder die „Juchli-Bibel“ genannt.

Mitwirkung in Verbänden. Nur gemeinsam sind Pflegende stark und können etwas bewirken.

Ich würde zeitlich gerne 65 Jahre zurückgehen: Im Jahr 1953 begannen Sie Ihre dreijährige Ausbildung an der damals neugegründeten Krankenpflegeschule des Spitals Theodosianum in Zürich. Es handelte sich um eine Schule für freie, also nicht einem Orden zugehörige Krankenschwestern. Warum entschieden Sie sich für diesen Weg?

Bereits als Neun- oder Zehnjährige faszinierte mich der Gedanke, in entwicklungschwachen Ländern wie Indien oder afrikanischen Ländern für hilfebedürftige Menschen da zu sein – für die Ärmsten der Armen. Die innere Berufung, mein Leben in den Dienst Gottes zu stellen und Menschen zu helfen, verspürte ich bereits in jungen Jahren. Als Erstkommunikantin fragte ich den Pfarrer, wie ich diesen Lebenswunsch realisieren könnte. Er wies mich darauf hin, dass ich hierfür in ein Kloster eintreten müsse, um als Ordensschwester in die Missionsgebiete entsandt zu werden. Dies mag aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar zu sein, doch man darf nicht vergessen: In der damaligen Zeit – in den Vierzigerjahren – konnten sich Frauen nicht einfach in der Entwicklungshilfe engagieren. Sie mussten sich einer Institution anschließen.

Ins Kloster Ingenbohl sind Sie jedoch erst 1956 eingetreten – kurz nach Abschluss Ihrer Ausbildung zur Krankenschwester. Warum?

Der Wunsch, ins Kloster zu gehen, ist zunächst am Widerstand meiner Familie gescheitert. Besonders mein Vater war dagegen. Also musste ich erst volljährig werden. Um die Zeit zu überbrücken, entschied ich mich für eine Ausbildung zur Krankenschwester. Ich dachte, dass dies eine gute Vorbereitung auf meine künftige Tätigkeit in der Mission sein würde.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Ausbildungszeit?

Sehr positive Erinnerungen habe ich beispielsweise an die Praktikumszeit. Der vom Schweizerischen Roten Kreuz vorgegebene Lehrplan sah einen praktischen Einsatz außerhalb des Lernspitals vor. Hierfür bestand ein Kooperationsvertrag mit dem Kantonsspital St. Gallen. Auf verschiedenen Stationen lernten meine Mitschülerinnen und ich dort alle wesentlichen pflegerischen Tätigkeiten kennen. Es war eine fruchtbare, lernintensive, aber auch schöne Zeit. Denn wir Schülerinnen bildeten eine fröhliche Gemeinschaft. Untergebracht waren wir in verschiedenen Wohnungen, da das Kantonsspital damals über kein Schwesternhaus verfügte.

Wie kann man sich den damaligen Stationsablauf vorstellen?

Im Spital begann der Arbeitstag um sechs Uhr morgens. Wann immer es möglich war, besuchte ich vorher die Frühmesse. Häufig gemeinsam mit meiner Mitschülerin Alice, mit der ich mir ein Zimmer teil-

te. Typische morgendliche Tätigkeiten auf der Station waren Vitalzeichenmessungen und Kontrollen der Ausscheidungen. Nach dem Frühstück wurden die Patienten gewaschen, mobilisiert und zu Untersuchungen begleitet. Es gefiel mir im Grunde auf allen Stationen, denn überall konnte man etwas Neues lernen.

Wie bewerten Sie die Qualität dieser Ausbildung aus heutiger Sicht?

Für die damaligen Verhältnisse war es eine durchaus gute Ausbildung, auch wenn es kaum Lehrmaterial gab. Insofern war es eine fortschrittliche Idee der Leiterin unserer Krankenpflegeschule, die Schülerinnen im zweiten und dritten Ausbildungsjahr ein Pfl egetagebuch schreiben zu lassen. Dabei ging es vor allem darum, die „drei wichtigen B“ einzuüben: beobachten, befragen, beschreiben. Für mich war das keine lästige Hausaufgabe – im Gegenteil, ich war fasziniert von der Pflege, und deswegen faszinierte mich auch das Führen des Tagebuchs. Ich wollte alles bis ins Detail verstehen und löcherte die Abteilungsschwester und Ärzte mit allen möglichen Fragen. Dieses Material wurde an der Krankenpflegeschule wie eine Schatztruhe behandelt – es war praktisch der Ersatz für die damals noch fehlende Fachliteratur.

Entstand aus diesen Tagebüchern das berühmte „Praktikumsheft“ der Theodosianum-Krankenpflegeschule, aus dem sich letztlich Ihr erfolgreiches Pflegelehrbuch entwickelte?

So ist es. 1961 wurde ich zurück ins Spital Theodosianum in Zürich geholt und wurde bereits eineinhalb Jahre später in der Schule eingesetzt. Von heute auf morgen, noch ohne Ausbildung als Lehrerin. Einfach so.

Wie kam es dazu?

Mir wurde gesagt, es sei eine Unterrichtsschwester ausgefallen und es gäbe keinen Ersatz. Ich sollte sie erst einmal für ein paar Wochen vertreten. Daraus wurden letztlich Jahre. Aus meiner anfänglichen Unsicherheit, dieser neuen Aufgabe gewappnet zu sein, entwickelte sich sehr bald eine große Freude am Unterrichten. Weil Fachliteratur noch immer fehlte, stellte ich meine eigenen Skripte zusammen. Der Leiterin der Schwesternschule, Schwester Fabiola Jung, gefielen die Unterlagen, die ich anfertigte. Sie war der Ansicht, dass man die einzelnen Arbeitsblätter systematisch zusammenfassen müsste. Es entstand das sogenannte „Praktikumsheft“, das unsere Schülerinnen unterstützen sollte. Es stieß schnell auf Zustimmung beim Pflegenachwuchs und schon bald auch bei erfahrenen Pflegenden. So entstand eine gewisse Eigendynamik und das Praktikumsheft wurde zunehmend bekannt – wohl auch deshalb, weil es immer noch keine deutschsprachige Fachliteratur von Pflegenden für Pflegende gab. Der Thieme-Verlag aus Stuttgart, ein renommierter medizinisch-wissenschaftlicher Verlag, wurde auf das Praktikumsheft aufmerksam, erkannte eine Marktlücke und bekundete Interesse, es als Buch herauszubringen. Der Rest ist Geschichte. Das Lehrbuch erschien 1973 zum ersten Mal und trug den Titel „Allgemeine und spezielle Krankenpflege“. Es entwickelte sich schnell zum

Standardwerk in der deutschsprachigen Pflege und wurde fast zeitgleich ins Italienische und Niederländische übersetzt.

Als der Thieme-Verlag in der Schwesternschule anfragte, das Buch kommerziell zu veröffentlichen, reagierten Sie eher zurückhaltend. Warum?

Als die Anfrage kam, sagten die Schulleiterin und meine Mitschwester: Machen wir! Ich war die Einzige, die zurückhaltend war, denn ich spürte, dass die Arbeit an diesem Buch letztlich an einer Person hängenbleiben würde. Und so war es dann auch. Als Autorin eines wissenschaftlichen Verlags ist man verpflichtet, alle drei bis vier Jahre eine aktualisierte Auflage herauszugeben – was zwar eine Herausforderung, aber für das Buch letztlich eine Chance war.

Es folgten arbeitsreiche Jahre. 1974 übernahmen Sie die Leitung der ordenseigenen Krankenpflegeschule am Claraspital in Basel und arbeiteten parallel an der dritten Auflage des Lehrbuchs. Diese Doppelbelastung führte schließlich zu einem Burnout. Was hat Ihnen geholfen, aus dieser Krise wieder herauszufinden und Ihre Arbeit für die Entwicklung der Pflege fortzusetzen?

Es war eine sehr schwierige Zeit, die sich über Jahre erstreckt hat. Um aus der Erschöpfungsdepression – das Wort Burnout gab es damals noch nicht – wieder herauszufinden, benötigte ich viel Zeit. Rückblickend würde ich sagen, dass eine Depression – wie schon der Schweizer Psychiater und Begründer der analytischen Psychologie C. G. Jung es ausdrückte – die ultimative Herausforderung für einen Menschen ist, sein Leben, das aus welchem Grund auch immer in eine Sackgasse geraten ist, zu überdenken und zu ändern. Sehr hilfreich war, dass mich ein therapeutisch-seelsorglicher Lebensberater zwei bis drei Jahre lang begleitete. So gelang es mir schließlich, aus der persönlichen Krise wieder herauszufinden. Aus heutiger Sicht möchte ich diese Zeit nicht missen, so schwer sie auch gewesen sein mag.

Inwiefern haben Sie Ihr Leben geändert?

Als Schulleiterin und Buchautorin hatte ich praktisch rund um die Uhr gearbeitet. Der Körper zwang mich schließlich, innezuhalten und mir Zeit zu nehmen für mich selbst. Dazu gehörte auch das Nachdenken über mein eigenes Menschsein, mein Frausein und mein Leben als Ordensfrau. Nach dieser Auszeit wagte ich einen beruflichen Neuanfang: 1979 ging ich für zwei Jahre zurück in die Praxis, um in der direkten Pflege am Krankenbett – nach 17 Jahren Unterrichtstätigkeit – neue Impulse zu finden. Ich entschied mich für das Inselspital, ein großes Universitätsspital in Bern, weil ich mir sicher war, dort ein ausreichend großes Praxisfeld vorzufinden. Denn für die vierte Auflage des Lehrbuchs benötigte ich Praxiserfahrungen in möglichst allen Bereichen. Ich bin der damaligen Pflegedirektorin sehr dankbar, dass sie mir punktuelle Einsätze in den wichtigsten Fachbereichen ermöglichte.

Die vierte Auflage erschien 1983 und bewirkte eine kleine Revolution in der Pflege, die bis dato eher verrichts-



Foto: Privatarchiv Juchli

Ein neues Selbstverständnis für die Pflege

1983 erschien die 4. Auflage des Lehrbuchs. Schon der veränderte Titel – „Krankenpflege. Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker“ spiegelte das neue Selbstverständnis der Pflege wider: „Pflege darf nicht länger als Defizitmodell nur auf das Kranke bezogen bleiben. Pflege meint zunächst primär das Gesunde“, schrieb Schwester Liliane Juchli im Vorwort. „Pflege ist in erster Linie Hilfe zur Selbsthilfe im Sinne einer Hinführung zur Bejahung der Wirklichkeit, als Annehmen, Meistern, Bewältigen, und nicht unreflektiertes Angebot an Pflegediensten. Pflege richtet sich an den Gesunden und an den Kranken – ist Gesundheits- und Krankenpflege; ausgerichtet auf die Seinsmitte der menschlichen Person, ist sie Pflege, die vom ganzen Menschen geleistet wird und den ganzen Menschen meint.“

Die Abkehr vom traditionell eher handlungs- und defizitorientierten Denken in der Pflege und die Prägnanz eines ganzheitlichen Pflegeverständnisses waren die logische Konsequenz von persönlichen Erfahrungen Schwester Liliane Juchlis mit Erschöpfung, Depression und anschließender Genesung. Ihr wurde zunehmend klar, dass Pflege wesentlich enger als bisher an den körperlichen und seelischen Bedürfnissen des Menschen in seiner Gesamtheit orientiert sein müsse.

Im Lehrbuch beschrieb Schwester Liliane Juchli die Pflegeplanung folgerichtig als Problemlösungsprozess. Sie orientierte sich am Regelkreis-Denken, indem es „die Situation des Kranken reflektiert, Probleme und Ressourcen des Kranken analysiert und interpretiert, die daraus angemessenen Pflegeziele und -maßnahmen ableitet und realisiert sowie die Auswirkungen einer vollzogenen Pflege nach Bedarf modifiziert.“ Als Hilfestellung für eine ganzheitliche Pflege entwickelte sie das Orientierungsmodell der Aktivitäten des täglichen Lebens.

Das in der 4. Auflage beschriebene neue Selbstverständnis führte dazu, dass Schwester Liliane Juchli bald von einer Flut von Anfragen um Weiterbildung zum Thema „Ganzheitliche Pflege“ überhäuft wurde. Auch heute noch ist die ganzheitliche Sicht im Umgang mit kranken und bedürftigen Menschen das zentrale Anliegen der Schwesterin. Vor allem geht es ihr um Würde – dem zu pflegenden Menschen gegenüber und auch sich selbst.

Das Lebenswerk Schwester Liliane Juchlis ist mehrfach ausgezeichnet worden. Im Mai 2018 erhielt sie das Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland.

orientiert war und auf die Defizite der Patienten fokussierte. Sie wiesen darauf hin, dass Pflege primär auf das Gesunde fokussieren müsse. War die Etablierung eines ganzheitlichen, also völlig neuen Pflegeverständnisses eine bewusste Entscheidung?

Mein Gedanke war, dass beispielsweise ein Schreiner grundlegend den Wald und das Holz genau kennenlernen muss, bevor er sein Handwerk erlernt. Insofern müsste es für Pflegenden noch wichtiger sein, dass sie sich mit dem Menschen in seiner Ganzheit auseinandersetzen. Basis für die ganzheitliche Sicht auf den Menschen ist die persönliche Begegnung. Pflegenden müssen sich immer wieder fragen: Wie sehe ich den Menschen? Wie ist er geworden, was er ist? Was macht ihn aus? Schon als Unterrichtsschwester hatte ich mir immer wieder die Frage gestellt, wie Pflege als eigenständige Disziplin beschrieben werden kann. Meine Überlegungen führten mich zur Formulierung der „Aktivitäten des täglichen Lebens“ – kurz ATL. Das Modell besteht aus zwölf Elementen und bietet eine hilfreiche Ordnungsstruktur, die zur ganzheitlichen Pflegeerfassung dienen kann.

Sind die ATL als Zugangsmodell mittlerweile fachlich überholt?

Selbstverständlich hat sich in den vergangenen 30 Jahren in der Pflege sehr viel verändert. Trotzdem ist der Mensch nach wie vor mit seinen Grundbedürfnissen ausgestattet, sodass die ATL auch heute noch als Orientierungsmodell hilfreich sind. Ich werde jedoch nicht müde, darauf hinzuweisen, dass hierfür die Begegnung mit dem Menschen sowie die Fähigkeit, Zusammenhänge wahrzunehmen, die Grundvoraussetzungen sind. Im Mittelpunkt steht der Mensch – das war und ist immer meine zentrale Botschaft. Die Beziehung zum Menschen, das Sich-Einfühlen sind unabdingbar für eine adäquate Versorgung. Es gibt keine professionelle Pflege ohne Nächstenliebe. Und dies schließt auch die Liebe zu einem selbst ein. Dies ist mir in den Jahren meiner eigenen Krise sehr bewusst geworden. Gesundheits- und Krankenpflege und Selbstpflege müssen immer ineinandergreifen.

Nach dem Erscheinen der vierten Auflage häuften sich die Anfragen, Ihr Pflegemodell auf Tagungen und Kongressen vorzustellen. Durch die vielen Termine eröffnete sich ein neues Aufgabenfeld für Sie. Woher nahmen Sie die Kraft, über Jahrzehnte derart viel in Sachen Pflegeentwicklung unterwegs zu sein? Wenn etwas in einem brennt, das einem wichtig ist, dann ist das auch ein Motor, eine Energie, die uns trägt. Viel Kraft schöpfe ich zudem aus dem Glauben und der spirituellen Tiefe. Ich blicke sehr gerne auf die vergangenen 40 Jahre zurück, in denen ich im Dienst der Entwicklung der professionellen Pflege unterwegs war. Ich bin den Verantwortlichen unserer Ordensgemeinschaft dankbar, dass sie mich 1980 für diese Aufgabe freigestellt haben und mich Landes-

grenzen überschreiten ließen. Meine Reisen waren stets geprägt von freundschaftlichen Begegnungen, aber auch von fachlich herausfordernden Gesprächen, von intensiven Auseinandersetzungen auf der Suche nach dem Kerngeschäft der Pflege.

1997 erschien mit der achten Auflage das Lehrbuch zum letzten Mal unter Ihrer Autorenschaft, danach übergaben Sie das Werk, das zu diesem Zeitpunkt bereits fast eine Million mal verkauft worden war, an den Thieme-Verlag. Seitdem erscheint die einstige „Juchli-Bibel“ unter dem Titel „Thiemes Pflege“. Wie schwer war es für Sie, loszulassen?

Es war nicht einfach, aber wirklich gelitten habe ich nicht. Wahrscheinlich ist die Situation vergleichbar mit dem Gefühl einer Mutter, die ihre Kinder ab einem gewissen Alter loslassen und ihre eigenen Erfahrungen machen lassen muss.

„Thiemes Pflege“ ist im vergangenen Jahr in der 13. Auflage erschienen. Verfolgen Sie die Buchreihe weiterhin? Ich erhalte die einzelnen Ausgaben weiterhin und ich schaue auch mit Interesse hinein. Aber es ist nicht mehr mein Buch.

Vor fünf Jahren, kurz vor Ihrem 80. Geburtstag, trafen wir uns schon einmal zum Interview. Damals waren Sie als Rednerin noch immer sehr gefragt. Nun werden Sie bald 85. Haben Sie noch immer einen so vollen Terminkalender?

Nein, heute reise ich nicht mehr viel, denn ich spüre, dass die Kräfte nachlassen. Doch manchmal erreichen mich noch Anfragen, die mich locken – zum Beispiel das Thema Würde des Menschen oder Spiritualität in der Pflege. Ich nehme mir heute allerdings immer die Freiheit, Anfragen unter Vorbehalt zuzusagen. Denn ich weiß ja nicht, ob und wie lange ich gesund bleibe.

Am 19. Oktober werden Sie 85. Feiern Sie Ihren Geburtstag?

In den vergangenen Jahren war es häufig so, dass ich an meinen Geburtstagen gar nicht zu Hause war. Und obwohl ich mir vorgenommen habe, es ruhiger angehen zu lassen, ist es dieses Mal letztlich wieder so. Vor geraumer Zeit habe ich zugesagt, am 20. Oktober an einer Pflegefachtagung eine Begrüßungsrede zu halten. Erst später fiel mir auf, dass ich die Reise bereits am 19. Oktober – also an meinem Geburtstag – antreten muss. Aber das Feiern in der Gemeinschaft werden wir nachholen.

Liebe Schwester Liliane Juchli, ich wünsche Ihnen einen schönen Geburtstag, alles Gute für die Zukunft und bedanke mich sehr herzlich für dieses Gespräch.

Mail: stephan.luecke@bibliomed.de

WORLD FORUM FOR MEDICINE



www.medica.de

Leading International Trade Fair

DÜSSELDORF, GERMANY
12–15 NOVEMBER 2018

Member of  MEDICAlliance

- Die Medizinwelt auf dem Sprung in die digitale Zukunft
- Der weltweite Überblick: nur auf der MEDICA 2018

BE PART OF THE NO.1!

